

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 10.

Donnerstag, den 30. August.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Liraanndblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inzerate werden mit 1 Ngr. die gesp. Peritzseite berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Belegenheit zu befördern. —

Genrebilder.

Von

Anna Löhn.*)

III.

Ländlich, sittlich!

Ich fahre im Geiste zur Stadt Oldenburg hinaus; ich wähle die holländische Straße und befinde mich auch in der nämlichen, heitern Gesellschaft, die mich bei der zu erzählenden Vergnügungspartie umgab. Es ist aber eigentlich jetzt nicht mehr so; ich muß ein paar Jahre, die sehr ernsthafte Gesichter machen wollen, beim Schopfe nehmen, mir aus dem Erinnerungswege schleudern und den spießbürgerlichen Gesellen zurufen:

Denkt ihr Philister, weil ihr mir mehr Ruhe gebracht habt, ihr seid mir lieber, als die Jahre, die mich in äußerlicher und innerer Unruhe und Flucht herumwarfen? Nein, o nein! Geht, geht, ihr seht mir aus wie Schlafmützen — geht, ich will noch einmal im Geiste auf der Tenne von — ah! da hab' ich den Namen vergessen! — thut nichts, — auf der Tenne in jenem Gasthose bei

*) Siehe Nr. 2 des vorigen Semesters.

Oldenburg tanzen, wo man zwischen Ochsen und Röhren herumspringt.

Und die ernsthaften, anständigen Jahre nehmen, wie wir Frauenzimmer alle, wenn uns ein Gewitter mit obligatem Regen im Freien erwischt, ihre Kleider fein säuberlich zusammen und trippeln vor meinen Blitze sprühenden Blicken ängstlich bei Seite.

Nun hab' ich freie Aussicht auf die Vergangenheit.

Au der erwähnten holländischen Straße, die an vielen Torfmooren, wenigen bebauten Feldern und einem Blutegeteiche vorüberführt, liegt unweit Oldenburg in kleines Dorf, dessen Name mir entfallen ist.

Der dortige Gasthof ist oder war wenigstens noch vor einigen Jahren, ein beliebter Sonntagsvergnügungsort der Oldenburger. Meine freundlichen Wirthsleute hatten den guten Vorsatz gefaßt, mir, der in ihrem damaligen Bestimmungsorte noch Fremden, das „Ländlich, sittlich!“ der neuen Heimath ein wenig vorzuführen.

Sie bestellten im Verein mit einem Leipziger und einem Kaufmanne aus Schwaben, die Beide das nämliche Hotel wie ich bewohnten, einen viersitzigen Wagen; da racten wir uns alle hinein und so ging's

an einem heitern Sonntagnachmittag hinaus in die frische Herbstluft.

Der gewandte Leipziger wußte viel und gut zu erzählen, scherzte bald mit der angenehmen, lachlustigen Birthin unsres Hotels, bald mit dem in seinem Phlegma und durch seine Mundart komischen Schwaben. Letzterer, etwas dick und der Ruhe und Bequemlichkeit sehr zugethan, befand sich nämlich sehr unbehaglich auf dem schmalen Rücksiß des Wagens, den er noch dazu mit unserm Wirthe und dem Leipziger Perpetuum mobile theilen mußte.

Er rief einmal über das andere, indem er es sich bequemer zu machen suchte:

„Das ischt als ob mer Fisch' wären in einem Faß!“

In der Stille beehrte ich ihn mit dem Namen eines der wohlschmeckendsten, wenn auch schwer verdaulichen Grätenfische, dem des Wels.

Endlich erreichten wir das Ziel unsres Ausfluges. Schon von weitem hatte ich mehre Equipagen vor dem Gasthose haltend erblickt, was mich auf gute Gesellschaft schließen ließ. Jetzt stiegen wir aus und mein Fuß drang tief in den weichen, nachgiebigen Boden, der anstatt des zu vermuthenden Pflasters, den geräumigen Vorplatz bildete, auf dem die Equipagen hielten.

Aber noch immer erblickte ich den Gasthof, den Vergnügungsort nicht. Ich glaubte einige Bäume hätten mir bisher den Blick auf das Gebäude entzogen und stand und sah mich um. Ein scheunenartiges Bauwerk mit riesigem, offenen Thore, durch welches man auf eine sehr große Tenne und das zu beiden Seiten lagernde Rindvieh sah, welche Einrichtung dort in allen Bauernhöfen zu finden ist, stand allerdings vor mir, aber das konnte doch nicht der Vergnügungsort, die Restauration, der Tummelplatz sonntäglicher Menschenfreude sein, noch dazu für die gebildete Classe, die sich hier versammeln sollte. —

Noch stand ich und sann und bereitete mich etwas verdrießlich auf eine bedeutende Fußparthie vor, da in meinen Gedanken der Vergnügungsort noch weit ab von der Fahrstraße lag, als Madame B., meine freundliche Birthin und Freudenspenderin dicht hinter mir ein helles Gelächter aufschlug.

Bald stimmte die übrige Gesellschaft ein. Alle hatten sich gefreut, daß ihr Plan so gut gelungen

und die Ueberraschung bei mir so vollständig ausgefallen war. „Vorwärts, vorwärts! rief Madame B. Wir sind da! Wenn Sie nicht den Muth haben durch das Vieh hindurch zu gehen, so kommen Sie und folgen Sie mir auf diesem Wege um das Haus herum; wir erreichen so ebenfalls den Garten.“

„Durch die schwarze, tiefe Erde? erwiderte ich — nein, lieber durch das Vieh mitten durch. Vielleicht kann der unfreiwillige Schlag eines Ruchschwanzes, wenn er mich berührt, zum Zauberschlage für mich werden, durch welchen ich plötzlich begreifen lerne, daß es sich hier wirklich um menschliches Vergnügen im neunzehnten Jahrhunderte handelt.“

Wir hatten die Mitte glücklich erreicht, als dicht vor meiner Nase ein Tau aus unbekannter Höhe herabgelassen wurde und mich unwillkürlich zwang, einen Schreckensschrei auszustößen. „Was ist denn schon wieder?“ rief Madame B. lachend, die ein wenig voraus war und nichts von dem Vorgange gesehen hatte, der mich erschreckte.

„Nichts; antwortete ich, ein Ausruf des Entzückens über die gesunde Atmosphäre, in der ich mich befinde.“

Ich hatte indessen entdeckt, daß in der Decke eine Oeffnung war, aus welcher man etwas herabzulassen gesonnen schien oder etwas hinaufziehen wollte.

Au die Tenne grenzten, wie üblich, die Wohnzimmer und die Küche; bei diesen Räumen vorbei gelangten wir endlich durch eine kleine Thür in den Garten.

Töne einer schlecht gehandhabten Bassgeige, einer fast noch miserabler gespielten Violine, Flöte und Clarinette drangen uns entgegen. Zuweilen stieß einer in ein Horn, daß es mir war, als ertönte die Posaune des jüngsten Gerichts.

„Was ist das? rief ich. Eine Ragenmusik — (man war im Zeitalter der häufigen und gern ausgebrachten Ragenmusiken) oder ein Concert?“

„Es wird wohl Concert sein,“ entgegnete die Führerin und öffnete die Thür zum Garten.

Dicht vor dieser auf einem kleinen Halbrundtheil, wo man wieder im tiefen Sande oder Erdrume waten mußte, saßen auf elenden Holzbänken vor eben solchen Tischen, die ohrenzerreißenden Concertanten in höchst anspruchsloser, ländlicher Toilette.

Herrn und Damen in ziemlicher Anzahl, beweg-

ten sich einen sehr langen staubigen Gang auf und nieder, an dessen andern Ende sich wieder eine Art Rundtheil mit Bänken und Tischen befand. Von dort aus konnte man ein noch wilderes Gartenviertel betreten, das aus Bäumen und Büschen bestand, von schlechten, grasbewachsenen Pfaden durchschnitten und von so unwirthlichem düstern Aussehen, daß ich gar keine Luft verspürte, mich in seinen Schatten zu verlieren, sondern es lieber noch mit den unangenehmen, staubigen Gänge und Rundtheilen hielt.

Dort schlenderten wir nun auf und ab wie die Andern, die ebenfalls in guten und geschmackvollen Toiletten waren und uns, wohl vorzugsweise mich, die neue Schauspielerin, sehr besahen.

Ich weiß nicht, ob die Leute sich amüsirten, ich wenigstens habe nichts davon bemerkt; sie gingen ziemlich still hin und her, besahen sich, aßen, tranken viel Wein, lauschten mehr auf die Musik als ich für nöthig und rathsam fand, sahen zu den Pflaumenbäumen empor, die den langen Gang und die Rundtheile mit ihren dürftigen Gestalten zierten und auf denen nur sehr wenige rothe Pfläumlein hingen, betrachteten auch wohl die Beete zu beiden Seiten der eintönigen Promenade, wo wenig oder keine Blumen, aber desto mehr Kobl zu finden war und schlossen, so wie ich glaube, den Cyclus ihrer vielbeschäftigten Blicke mit dem dankbarsten zum Himmel, (der schon wieder grau und regenversprechend geworden war) ich sage mit dem dankbarsten Blick zum grauen Himmel, daß er ihnen einen so reizenden Vergnügungsort bescheert habe.

Man sagte mir, daß in dem mit dem Garten verbundenen unwirthsamem Dickicht auch bisweilen Nachtigallen schlügen, wenn nur nicht gerade Herbst wäre! Man sagte mir ferner, daß sogar ein vornehmer General mit seinen beiden Töchtern da sei und unser Vergnügen theile, aber sie seien eben im Begriff abzufahren. Kurz, ich wurde auf alles Merkwürdige des Orts aufmerksam gemacht und an meinen Gastfreunden lag die Schuld nicht, wenn ich mich nicht amüsirte.

Zu Ganzen machte mir aber die Sache ihrer Originalität wegen viel Spaß. Ich wollte mich endlich sogar bemühen, wie die Oldenburger zu denken und redete so in mir selbst:

Guter, alter, grauer Himmel! Du bist doch ein

lieber Himmel, weil du jeden Theil der Erde über der du blauest oder grauest, wie die Dichter bisweilen sagen, mit Reizen bedacht hast; diesen Theil aber besonders, lieber Himmel, weil du ihm deine schöne blanken Sonnenlampe so wenig und so selten zeigst, daß er sie eher für die karge Laterne eines Nachtwächters halten lernt und daß die armen Pfläumlein dort auf den bemoosten Bäumen, die den dummen Einfall haben, demaleinst süß werden zu wollen, nie dazu kommen können; das spannende rothe Röckchen aus- und das faltige dunkelblaubestäubte dafür anzuziehen, ja daß nur allein der Kobl, der Spleen erzeugende Kobl, im Stande ist, üppig wuchernd und gedeibend, duftende Opfer zu dir lieber, grauer Himmel, emporzusenden.

Jetzt aber begann erst das rechte Vergnügen. Es hatte angefangen zu regnen und war ganz finster geworden. Da verfügte sich die Cavalle schleunig auf die Tenne, alle anwesenden Gäste, Vornehme und Geringe, gingen mit.

Was erblickten meine Augen? Goldselige Ueberraschung! Das zu beiden Seiten lagernde, wiederläuende, brüllende, kurz, sich ganz natürlich gebende Vieh, war hinter grünen Büschen, womit man den Ballsaal eingezäunt hatte, verschwunden und somit dem schönheitsverlangenden Auge die übelste Passage der stallartigen Umgebung zartfühlend entrückt worden. Es blieb nur noch der Duft, doch wie gesund ist der! Wie doppelt heilsam muß das Einathmen dieser Luft für Tanzende sein, denn nun wurde getanzt. O sicher, es war ein gesünderes Vergnügen, als ein ähnliches in unsern reizenden Ballsälen bei Gas und Staub und Odeurs.

Ja, nun wurde getanzt und ich tanzte wacker mit. Die Geringern tanzten mit ihres Gleichen, die Vornehmern auch, Bekannte mit Bekannten. Man versicherte tröstend, das Vieh sei erst noch recht fest angebunden worden, woraus ich schloß, daß es hin und wieder vorgekommen sein mußte, daß ein Ochse oder eine Kuh, ohne durch die Ochsenmenueett von Hevdu dazu veranlaßt worden zu sein, mit getanzt habe. An jenem Abende verhielt sich die thierische Umgebung besser, als wohl oft die Menschen bei derartigen Tanzvergnügen sich zu verhalten pflegen.

Wenige Lichter genügten der Musik sowohl, als auch den Tanzenden, sich gegenseitig nicht über den

Haufen zu rennen. Der Taft war mangelhaft. Wie manche Note hätte aber auch dem geübtesten Musiker selbst, bei solcher Beleuchtung und solchen Rippenstößen von Seiten der Tanzenden entwischen können. Auch mochte es wohl vorkommen, daß der Contrabaß, der ohnehin nicht fest war, und der doch den Grundton angiebt, bisweilen durch den tiefen, sonoren, lang gehaltenen Ton eines brummenden Ochsens beirrt wurde, der seine innere Zufriedenheit zu erkennen geben wollte und den man recht gut für einen ausgezeichneten Contrabaßisten halten konnte.

Wahrlich! im Ganzen verbielt sich das Vieh auf dem Balle sehr gut. Ländlich, sittlich!

IV.

Am See.

Dieselbe Gesellschaft machte in den nächsten Tagen noch einen Ausflug nach Zwischenahn am bekannten Zwischenahner See und ich schloß mich ihr abermals an.

Es war schon spät am Nachmittage, als wir ankamen und darum trafen wir sogleich Anstalt, den See zu befahren und das gegenüber von Zwischenahn liegende „Drei Bergen“ zu besuchen.

Der See gewährte einen reizenden Anblick. Ein Kranz von theilweise schon bunt gefärbten Laubholze umgab seine weit ausgedehnten Ufer; das Kirchlein von Zwischenahn spiegelte sich in seiner blauen Fluth; kein Mensch war im weiten Umkreis zu erblicken, als ein greiser Bettler, der sich dort am Strande gelagert hatte, wo die Kirche stand. Und nun der See so blau, daß mir unwillkürlich jener des hohen Nordens einfiel, den man das „Auge von Dalekarlien“ zu nennen pflegt.

Wir bedurften länger als einer Viertelstunde, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Das Dunkel überraschte uns, als wir auf den drei Hügeln herumkletterten, die man dort Berge zu nennen beliebt und die von kolossalen Buchen und Eichen dicht beschattet werden. Ruhebänke sind angebracht, und von dem höchsten der drei kleinen Hügel genießt man die volle Aussicht auf den See.

Auf der Rückfahrt sahen wir an allen Ufern sich Nebelgruppen gigantisch erheben und Wasser und Himmel in kurzer Zeit in eine Unendlichkeit ver-

schmelzen. Man konnte sich einbilden, man sei auf dem Weltmeere und als endlich der Mond glänzend über der zaubervollen Fläche aufging, erklärte der Schiffer, er danke Gott dafür, denn er wisse schon lange nicht mehr, wo er sei.

Der Mond stand gerade über der Kirche und zeigte uns ihre über die Nebel emporragende kleine Thurmspitze. Als wir uns dem Ufer näherten unterschied ich auch noch einen schwarzen Punkt zu Füßen des Gotteshauses, es war der Bettler.

Ich erkundigte mich näher nach ihm und erfuhr von Madame B., daß er bis zur schlechten Jahreszeit Tag und Nacht dort sitze und seinen Sohn be- traure. Jede Gabe, die man ihm reiche, nehme er dankbar an und erzähle einem dafür die traurige Geschichte seines Sohnes. Ich fragte: „Und die ist?“

Madame B. kannte sie aber nicht und so beschloß ich, sie von dem Bettler selbst zu hören.

„Sie verstehen ihn nicht, entgegnete meine Wirthin, er spricht plattdeutsch.“

Ich bat sie, mitzugeben und mir die Erzählung zu übersetzen. Sie entschloß sich zuletzt dazu, obgleich die Uebrigen der Gesellschaft uns auslachten.

„Nur geben Sie ihm kein Geld, flüsterte Madame B. mir zu, er wirft es, sobald Sie weg sind, in den See.“

„So ist er also nicht bei Verstande?“, fragte ich.

„Ach nein, er ist ein alter Thor. Was er braucht, sollen ihm seine Verwandten im Dorfe geben, habe ich sagen hören, und weil er das Geld also nicht braucht und es doch Niemanden sonst gönnt, wirft er es ins Wasser.“

Ich glaubte das nicht, weil ich schon weiß, daß Weltmenschen, die selten dazu kommen, Gemüthsleiden kennen zu lernen, wohl auch selten die Fähigkeit besitzen, einen tiefen Schmerz wie einen lieben Gast in der Brust zu beugen, alle Aeußerungen solchen Schmerzes nach ihrer oberflächlichen Weise deuten.

Zwei elegante Damen (ich kann mich und Madame B. so nennen) saßen alsbald in Nebelschleier gebüllt auf einer Holzbank vor dem Greise, der indessen in ein altes Boot gestiegen war, das am Strande lag und nicht mehr gebraucht wurde.

Als wir uns näherten, begann er sogleich un- aufgefördert:

„Da drunten im See, da liegt mein Sohn, mein einziger. Mete, sprach er eines Tages zu seinem lieben Mädch, das er so sehr liebte, Mete, wir dürfen uns nicht mehr lieben, denn es kann aus der Heirath doch nichts werden. Du siehst, ich arbeite, ich arbeite schon so manches Jahr, um Dich nehmen zu können und es gelingt nichts. Ich geh' eher rückwärts, als vorwärts, es wird nichts und ich mag Dich nicht arm und unglücklich machen. Nimm einen Reichen und laß mich laufen.“

Da weinte die Mete sehr und bat ihn und schwur, es sei ihr ja genug, was er verdiene, wenn sie ihn nur habe; sie lief ihm nach und war doch eine ehrbare Dirne jederzeit gewesen. Er aber hatte sich's geschworen, gelobt, er wollte die Mete lassen und nicht unglücklich machen durch seine Armuth. Und ging ihr aus dem Wege und sah sie nicht mehr an und sagte nur immer: Laß mich mein Unglück, meine Armuth allein tragen. Und so hielt er's. Endlich war er wie stumpfsinnig geworden. Alles war ihm gleichgültig. Da sagten sie ihm, dort unten im See wohne eine schöne Frau, die helfe unglücklich Liebenden, wenn sie selbst kämen, und sie um Schätze bäten. Sie dürften aber nur ein bißchen tauchen, da könnten sie das Glück schon greifen. Das ging dem Armen im Kopfe herum Tag und Nacht. Immer dacht' er an die Seefrau und ihre Schätze und konnte nichts andres mehr denken, denn im Hintergrunde seines Herzens mochte doch noch immer ein wenig Liebe für Mete schlummern, die aufwachen konnte, wenn er sie besitzen durfte. Da er aber nach seinem Gewissen die Mete nicht besitzen durfte, so lange er so arm und unbedeutend blieb, wie er war, faßte er sich eines Abends ein Herz und sprang in den See zur Wasserfrau, um die Schätze zu holen, wie sie ihm gesagt hatten. Da hörte man es wimmern, aber die Nebel stiegen auf wie jetzt und hüllten Alles in ein Leichentuch und die Fischer, die da fischten, brachten eine Leiche heraus. Es flüsterten auch etliche, ein reicher Mann, der die Mete liebte, habe ihn hineingestoßen, weil sie vom ersten Geliebten nicht lassen wollte, so lange er lebte, wenn er sie auch nicht mehr ansah. Ich glaub' es aber nicht, denn die Menschen sind hinieden elend genug, als daß sie auch noch so schlecht sein sollten. Das Geld warf ich der Wasserfrau in den See, meine Herr-

schaften, damit sie reich bleibt und immer wieder unglücklich Liebenden helfen kann, wenn auch — Wenn auch? wiederholte ich, da er stockte. Wenn auch vom Leben, schloß der Alte.

Ich wollte noch etwas von der Mete wissen, aber der Greis sprach nicht mehr und schüttelte nur mit dem Kopfe. Die Erinnerung daran schien ihm nicht lieb zu sein.

Ich aber von der Poesie des Orts und dem tiefen melancholischen Reize der einfachen Erzählung erfaßt, nahm ein Geldstück, trat auf die Bank, schleuderte es weit in den See hinaus und rief:

„Damit Du allen unglücklich Liebenden hilfst, schöne Wasserfrau!“

Das Bild, das uns bei der Rückkehr in den Gasthof, der gleichfalls am See lag, überraschte, war mit der Erzählung, die noch in meinen Ohren summt, übereinstimmend.

Um die nie helllodernde, nur still hinbrütende Gluth eines großartigen Torffeuers, das gleich vorn, unweit der Hausthür oder des Hausthores auf der Tenne brannte, saßen in einem dichten Kreise 7 bis 9 düstere Männergestalten auf kleinen Schemeln, Tonnen, Küten oder sonstigen Hausgeräthschaften. Von der Decke herab hing an einer Kette und brodelte unverdrossen, gleich einer Alten, die ihr Liedchen zum Spinnrade summt, der unvermeidliche Kupferkessel über dem Torffeuer. Eine langsame Magd schenkte den Männern heißes Bier aus dem Kessel und füllte ihn dann von Neuem.

Die Männer saßen so wortkarg, fast stumm um den brodelnden Kessel und rauchten so andächtig und ernsthaft aus ihren kleinen holländischen Pfeifen, daß ich mir beim Anblick dieser nachdenklichen Gesellschaft, die durch unser Eintreten nicht im mindesten bewegt wurde, die eingenommenen Stellungen zu verändern, recht gut einbilden konnte, auch sie habe die Erzählung vom See her vernommen und sinne ihr nach.

Oder, dacht' ich, verstehen die lauschenden Gesellen die Sprache des murmelnden Kobolds da über dem Feuer? Weiß er die Sagen, die Märchen des See's und wissen sie, die aufmerksamen Hörer, seine eintönigen, sich wiederholenden Laute zu deuten?

Er summt und sang immer fort und als einer der Gäste einmal mit einem eisernen Stabe in das

Torffener stieß und dieses entrüstet über den Rubestörer einige Flammen des Zorns aus den glimmenden Schollen emporschickte, da schien der Kobald gleichfalls so ergriffen davon und so erzürnt, daß er sofort in frühern Tönen und weit lauter und freischender zu singen begann.

Auch ich hätt ihm noch länger lauschen mögen, denn ich dachte mir allerhand bei der Musik, die er machte.

Aber meine Gesellschaft, die das obere Stockwerk eigenommen hatte durch welches sich dieser Gart Hof vor andern auszeichnete ließ mir nicht Zeit dazu. Als bald ertönten mir Zurufe von oben herab und wenn ich selbige auch durchaus nicht für Stimmen aus den Wolken erkennen konnte, mußte ich ihnen doch folgen. Sie hätten meine Weigerung nicht begriffen, denn sie riefen ja — zum Essen. Seefische waren ihnen doch lieber, als Seegeschichten.

T h e r e s e.

Novelle

von E. O. S.

(Fortsetzung.)

VI.

Champagner und Portwein.

Einige Tage vergingen.

„So viel ist gewiß,“ sagte Albert, „der Garten ist nicht besonders schön; einige verkümmerte Sträucher und wilder Wein. Ob das die Bosquet's sind, von denen Rousseau in seiner Heloise so schöne Worte macht? . . . ich bewundere Nichts als die, die aus Frankreich und England hierher kommen und das anstaunen.“

Frau von Hochwyl ließ sich es angelegen sein, ihren Mann mit allen Verführungen der Poesie und Künste zu umgeben. Den ersten Tag mußte er Musik anhören, seine Frau trug ihm ihre schmelzendsten Lieder, ihre leidenschaftlichsten Hymnen vor.

Den zweiten nahm er eine Flinte und einige Hunde und ging mit Tagesanbruch auf die Gamsenjagd. Er fand jedoch, daß diese Jagd balsbrecherisch sei und miethete den dritten Tag ein Schifferboot, um auf dem See zu fischen. Den vierten war er

zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Fischfang hier gerade so langweilig sei, wie zu Hause, ein Windstoß aber, der ihn gerade traf, als er diese Bemerkung machte, bewies ihm, daß es hier überdies noch gefährlich sei. —

Er war durch eine List seiner Frau hierher gelockt worden, eine List mußte ihn auch wieder befreien.

Anfänglich hatte er der Dienerschaft Befehl gegeben, die zahlreichen Reisenden aus allen Erdwinkel, die den Garten von Clarens sehen wollten, abzuweisen. Jetzt ließ er allen Führern wissen, daß der Zutritt gestattet sei und bezahlte sogar mehre, damit sie alle Pflastertreter, die sich in Genf umhertrieben, veranlaßten, nach Clarent zu kommen. Nun war es eine wahre Wallfahrt; ganze Schaaren kamen an, schwägend und bewundernd; sie durchsuchten das ganze Haus von oben bis unten, öffneten die Albums, besahen die Bücher, durchblätterten die Musikalien, pflückten die Blumen, und als keine mehr da waren die Grashalme des Gartens ab, stießen Ach und Oh aus und zeigten Theresen überall und unaufhörlich eine lebendige Caricatur ihres Enthusiasmus. Albert verfehlte nie, sie auf ihren Weg zu führen, er wußte die Zeit, wo sie hier oder da waren. Therese konnte nicht den schattigsten Pfad, das einsamste Thal besuchen, ohne Dandys in schwarzen Kleidern, englische Ladies mit Gaze-Schleiern, reisende Maler oder Commis-voyageurs zu treffen, die zeichneten, malten oder sorgnettierten und sich bei ihrem Vorübergehen zuflüsterten: das ist die Dame vom Schlosse von Clarens.

„Hm!“ sagte Albert, „Einsamkeit. Wie kann die da noch zu finden sein, wo sich zweitausend Menschen vornehmen, sie zu suchen!“

Albert betrieb sein Werk so gewandt, daß Frau von Hochwyl nach Verlauf von drei Tagen bereit war, die Reise weiter fortzusetzen.

Albert triumphirte, er hielt sich für befreit von Romanhelden und Heldinnen.

Ach der Unglückliche! er hatte den Henker von Bern nicht gelesen; aber Therese hatte ihn gelesen und konnte ihn halb auswendig. Hochwyl fand das gar zu bald, der Henker von Bern war bald hier bald da. Mein Henker! stöhnte Albert.

Er flog nach dem Aargau. Therese kannte

Zschokkes Freihof von Narau so gut, wie Cooper's Henker von Bern.

Im Oberlande auf der Spitze des Grindelwaldes und der Jungfrau erwartete ihn Lord Byron mit dem bleichen Mansfred.

„Lord Byron,“ sagte Albert, „warum verfolgst Du mich?“

Der arme Hochwyl war wie ein gehetzter Hirsch; überall erhob sich sein unerbittlicher Feind. Die Romanschriftsteller haben keine Stadt, keine Erdstelle verschont.

In Luzern fand er Anna von Geierstein or the maiden of the mist und in Graubünden an den Ufern des Tesin beschwor Therese die klagenden Schatten Heinrich Semlers und der Amalie Mansfield.

Der Weg über den Simplon gestattete ihm eine kurze Ruhe, seine Frau forderte ihn aber bald auf, auszustiegen, um die Aussicht ins Thal besser zu genießen. Sie begann auf das Schönste zu byronisiren; im herabstürzenden Wasser sah sie den wallenden Schweif des farblosen Rosses der Apokalypse und in den Wolken, die über ihnen schwebten, die Schwefeldünste der Höllenseen. Hochwyl, der in der Art etwas kurzschichtiger war, begann sich zu langweilen und gähnte.

„O Wolken!“ rief Therese, „leichte durchsichtige Wolken, schönes Diadem der Berge, lehrt mich die Hymnen die ihr, zwischen Himmel und Erde schwebend, singt: o Wolken, weiße Boten, sagt mir das Wort, das ihr höhern Welten überbringt! Welche unnennbaren Schönheiten diese Einsamkeit vor unserm Blick erschließt. Ach Albert, fühlen Sie sich nicht glücklich . . .“

„Liebes Kind, ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich anhören wollten. Diese Wolken sind Regenwolken, es wird gleich anfangen zu regnen und Sie werden durchnäht werden.“

Unverbesserlicher Albert; man mußte auf seine Befehring verzichten, und einige Tage später wurde der Wagen gewendet und unsere Reisenden fuhren der Heimath wieder zu.

VII.

Immer romantischer.

Nach einem in Paris verlebten Winter, der zwar beiden Gatten die Vergnügungen der Welt aber kein

Glück brachte, eilten sie schon im April auf das der Gräfin gehörige Schloß Schönfels, ein altes gothisches Schloß, weitläufig und finster, obgleich es die Herzogin von Ranthal erst vor einem Jahre hatte neu einrichten lassen.

„Herr von Hochwyl,“ sagte Therese, sich dem Eingange nähernd, „sehen Sie diese Thür. Betrachten Sie diese schlanken Säulchen, die den Blätterbaldachin tragen, ein wahres steinernes Spitzengewebe, dann diese Kleeblätter, diese zarten Festons, diese Masse kleiner Figuren. Hier sind Eichen- und Pappelblätter, Binden und Rosen; da ein mit Muscheln bedeckter Elefant, dort ein die Laute spielender Eber und hier unter diesem Gesimse, unter dem man kaum etwas suchen würde, diese kleine, starre Figur, mit Fingern so lang wie ihr Gesicht und Geschmeiden so groß wie ihre Finger.“

„Es ist eine mikroskopische Architektur, die neugierigen Leuten Vergnügen machen mag. Ich finde nur, daß die Thür ihren Zweck verfehlt, entweder muß man durch sie hineingehen und sie nicht besehen, oder sie besehen und außen bleiben, denn dieses Gewirre kann man unter einer Viertelstunde nicht dechiffriren.“

Das ganze Gebäude kam Theresen äußerst schön vor; sie glaubte in einem Schlosse Walter Scott's zu sein. Albert fand hingegen, daß die Fenster unregelmäßig, im Ganzen aber zu klein, daß man aus einem Zimmer in das andere zu gelangen, Stufen hinab- oder hinaufsteigen mußte und daß die Kamine zu groß seien. Beide Gatten waren nach einigen Tagen noch nicht fertig, über den Ball- und den Ovensaal, die Bibliothek und die Capelle, die alle von Frau von Ranthal im gothischen Style decorirt waren, ihre abweichenden Ansichten auszutauschen, als bereits sich die geladenen Gäste, ohne die Herr von Hochwyl natürlich nicht sein wollte, einstellten. Eine Extra-Post nach der andern kam an und zuletzt rollte in den Schloßhof ein schwerer dreiwänniger Wagen, dessen Postillon eine Art Bauer war und dessen ganze Erscheinung etwas ungemein Komisches hatte. Der Schlag öffnete sich langsam, ein wohlgenährter Mann mit Perrücke, rother Nase und mit Ordensbändern geschmücktem Rocke stieg vorsichtig aus und bot seine Hand einer sehr jungen Frau,

deren hübsches Gesichtchen etwas schmolend aussah und die ohne die dargebotene Stütze zu benutzen auf den Boden sprang; das waren Herr und Frau von Canaples.

Letztere war nicht mehr so heiter wie sonst; auch sie war von ihren Hoffnungen getäuscht worden, die in jener unglücklichen Musikpause gesprochenen Worte des Herrn von Komorn waren daran Schuld, daß der Vicomte die Hauptstadt verließ und nicht in dieselbe zurückzubringen war. Was halfen nun Blonden, Spitzen und Diamanten, wenn man sie nicht auf Bällen oder in der Loge des Opernhauses zeigen konnte? Der Traum des jungen Mädchens war eben Traum geblieben, Herr von Canaples aber mit der hohen Rente und den hohen Jahren, den vielen Orden und den vielen Launen war etwas wirklich Vorhandenes und wurde die unschuldige Ursache, daß seine bis dahin die Freuden des Lebens schätzende junge Frau, sich vom Leben zurückzog und sich wie Therese Ideale bildete, die in der Wirklichkeit nicht existiren. Jetzt paßten beide Frauen zu einander und schlossen sich enger an einander an. Während die andere Gesellschaft mit Einstudiren und Aufführen von Vaudevilles und Operetten im Schlosse beschäftigt war, streiften sie in der zwar schönen aber rauhen gebirgigen Umgebung des Schlosses zwischen Felsen und an dem Ufer des großen unruhigen Sees umher.

Eines Tages, als sie dem Laufe eines Baches, welcher über und durch Felsenblöcke stürzend, in seinem kühlen, moosigen Bette dem See zufließt, folgten und jetzt am hohen Ufer des Sees angelangt, über die weite Wasserfläche sahen und dem Rauschen des Falles lauschten, welchen der Bach, plötzlich aus dem Gesträuch und den üppigen Farren- und Brombergbüschen der schroffen Felsenwand hervorbrechend und seine Gewässer in weitem Bogensalle, auf den durch die Baumwipfel zuckenden Sonnenstrahlen bligten, in den tief unten liegenden Spiegel des Sees schleudernd, bildet und ihre Blicke endlich auch den höher gelegenen Felsenspitzen zuwandten, bemerkten sie plötzlich auf einer derselben einen Mann. Neugierig eilten sie, den Blicken desselben unter den Zweigen verborgen, der Erscheinung näher. Luise, die bei derartigen Ausflügen immer Männerkleidung trug, wurde der Gegenstand so interessant, daß sie ihre

Cigarre ausgehen ließ und sie verächtlich wegwarf. Sie hatten sich dem Manne jetzt in so weit genähert, daß sie erkennen konnten, daß es ein junger Mann war, dessen schwarze Haare unregelmäßig um seinen unbedeckten Kopf hingen und dessen Lippen wie von bitteren Gedanken bewegt, convulsivisch zuckten. Seinen bleichen Mund umzuckte zuweilen ein dämonisches Lächeln, daß bald durch schmerzlich verächtliche Gedanken wieder unterdrückt zu werden schien. Seinen schönen, ausgeprägten Zügen fehlte indessen die Klarheit; es schien als ob sie nur ein geheimnißvolles Innere verbergen sollten. So stand der junge Mann wenigstens vor den Augen unserer beiden Damen; wir selbst und mit uns jedenfalls auch Herr von Hochwyl würden ihn kürzer und doch bezeichnender zu schildern gewußt haben.

Nachdem die Damen durch ein Gebüsch sich gedrängt, standen sie fast vor ihm und Luise schwenkte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ihren Spazierstock. Der junge Mann zitterte, als ob er aus einem Traume erwachte, erhob sich aus seiner halbliegenden Stellung, betrachtete sie mit erschrockener Miene und zog sich unter die Bäume zurück.

Die Damen wandten sich der Stelle zu, die er verlassen hatte. Es war ein über den See hinaus hängender Felsen, dessen Bogenschlag bis heraufstunte. Eine Vogelschaar, die die Ankunft der Wanderinnen gestört zu haben schien, flogen mit Geschrei unter der Felsplatte hervor und umkreisten die Damen so dicht, daß diese das Geräusch ihrer Flügel hörten und den Schatten ihrer Körper über das Gras und die Büsche huschen sahen.

„Ach!“ sagte Luise, „was für schreckliche Gedanken mag das Herz verschließen, das sich an diesem Orte wohl befindet. Wenn der König der gefallenen Engel auf die Erde kommt, so muß er auf dieser einsamen Felsenspitze ruhen und wenn er die menschliche Gestalt annimmt, so muß sie der des jungen Mannes gleichen.“

„Sollte es nicht eher ein abentheuerlicher Amadis sein?“ versetzte Therese lächelnd.

„Lieber Himmel,“ rief Luise, „da sind Verse.“

Und sie eilte einer Anzahl Papierblätter nach, welche der Luftzug auf dem Moose hin und her trieb.

„Liebe,“ sagte Therese, „Sie sind indiscret!“

„Was da! der Wind treibt sie wie die abgefals-

lenen Blätter der Bäume umher; ich mache es wie der Wind. Sie würden ins Wasser fallen und ich rette ihnen das Leben; sie gehören mir, wie Julia dem Romeo. Bah! auf allen steht dasselbe, ich nehme nur eins und Sie werden es ungeachtet ihrer Zweifel mit mir lesen.“

Beide setzten sich nieder und begannen in der That zu lesen; wie wurde ihnen, als sie in den Versen ihre eigenen Schmerzen ausgedrückt zu finden glaubten. Beide brachen in Thränen aus und genossen schweigend die Bitterkeit ihrer Schmerzen. Dann versprachen sie sich gegenseitig, von diesem Begegnen nicht weiter zu sprechen, um dessen poetische Erinnerung nicht den herabwürdigenden Späßen des Vicomtes und Alberts auszusetzen.

Treiben wir nun die Discretion nicht weiter als die beiden Damen und lesen auch wir die Verse, die ihnen der innige Schmerzensschrei eines gefolterten Herzens, die bittere Klage dessen, was das Leben Grausamstes bieten kann, zu sein schien.

Einsamkeit.

Die wilde stürmvolle See,
Mit ihrem düstern Felsenrunde
Bedeckt der Blume einsam Weh;
Und meines Herzens tiefe Wunde
In diesem Leben niemals heilt
So lang die Blume unten weilt

Kein Engel trocknet meiner Thränen Lauf,
Kein Wort der Liebe dringt zu mir herauf,
Mein Leben rinnet ohne Ufer hin
Und keine Sonne spiegelt sich darin.

Die wilde stürmvolle See,
Mit ihrem düstern Felsenrunde
Bedeckt der Blume einsam Weh;
Und meines Herzens tiefe Wunde
In diesem Leben niemals heilt
So lang die Blume unten weilt.

Mein Haupt, es ist ein Abend ohne Stern,
Mein Herz gleicht einer Wüste rothe Fern.
Mein Denken aber ist dem Auge gleich,
Das trostlos brechend sieht des Todes Reich.

Die wilde stürmvolle See,
Mit ihrem düstern Felsenrunde
Bedeckt der Blume einsam Weh;
Und meines Herzens tiefe Wunde
In diesem Leben niemals heilt
So lang die Blume unten weilt.

„Welche unnennbare Trauer!“ rief Therese, „allein, unverstanden, ungeliebt. Ja Unglücklicher, suche die einsamsten Felsen, die tiefsten Schluchten, nichts in der Natur ist so einsam, aber auch so tief wie Du.“

Das Unverständene, Unverständliche, Unverständige ist allemal „tief;“ tief ist das Lieblingswort unsrer romantischen Musik-Dilettanten.

Als die jungen Frauen ins Schloß zurückgekehrt waren, fanden sie da Alles in Bewegung; sie waren so ungewöhnlich lange ausgeblieben, daß man besorgt um sie geworden war und eben Boten nach ihnen hatte ausfenden wollen.

Herr von Canaples schnitt ein eigenthümliches Gesicht, als er seine Frau im Männercostüm sah, Herr von Hochwyl aber rief aus:

„Ach Himmel! Vicomte, was ist denn mit Frau von Canaples vorgegangen? . . . Wind und Sonne sind hier zu Lande so unverschämt, daß sie Sie, gnädige Frau, unter diesem Gewande eines reisenden Studenten nicht wieder erkannt und ihren Teint wenig respectirt haben.“

Ruise erröthete und beide Frauen zogen sich um Toilette zu machen auf ihre Zimmer zurück. Wie erschrak Erstere, als sie sich im Spiegel sah. Nase und beide Wangen waren unwürdig verbrannt! Sie glaubte ihr Teint sei auf immer verloren und konnte die ganze Nacht vor Sorge nicht schlafen. Mit Tagesanbruch ließ sie aus der nächsten Stadt Essenzen und Wasser, Cremes und Pomaden kommen, hatte von jezt ab einen wahren Abscheu vor dem „reisenden Studenten-Costüm“, griff wieder zu dem Strohhut und dem Kleide und affectirte eine große Vorliebe für Dämmerung, Mondenschein und abendliche Spaziergänge.

Frau von Hochwyl fuhr während dieser Zeit mit der ganzen Gesellschaft einige Male aus und malte in den Stunden der Langeweile an einem Gemälde mit grauem Himmel, einem aufgeregten See und einem über demselben hangenden Felsen auf dessen Spitze ein junger blasser Mann mit schwarzen traurigen Augen sich zeigte.

VIII.

Das Extrem.

Eines Abends saßen Frau von Hochwyl und Frau von Canaples in der Nähe des Schlosses auf

einem moosigen Steine mitten in blühender duftender Heide unter den schlanken schwankenden Tannen. Die Sonne neigte sich und schwamm in einem Gluthenmeer und ein goldenes Licht strahlte über den ganzen Himmel in dessen durchsichtigem Glanze große graue Nebel schwammen. Der mächtige See lag ruhig vor ihnen, sein flüssiger Spiegel erglänzte im Westen in transparenter Klarheit, während zu ihren Füßen seine Wellen im dunkelsten Grün erschienen, in der Mitte aber zuckte ein rother Gluthenstreif über seine Tiefe wie ein Flammenschwert, von unsichtbaren Engels Händen geschwungen. Beide schwiegen und ließen ihre Blicke auf der immer tiefer sinkenden Sonne ruhen. Erst als diese völlig verschwunden und der See bereits in nächtliches Dunkel gehüllt war, wandte Therese ihr Auge ab und stieß plötzlich einen leisen Schrei aus. Neben ihr stand mit unterschlagenen Armen und im Abendwind wehendem Haar der schöne, bleiche, junge Mann.

(Schluß folgt.)

Der alte Jäger.

Aus dem Gedichte:

Der Erbrichter

von

Moriz Horn.*)

„Ihr wißt,“ nimmt Christian jetzt das Wort,
Als ich euch traf am Weiher dert,
Wohin der Zufall uns verschlug,
Daß ich nach dem und jenem frug.
Wir tauschten in den kurzen Stunden
Gedanken viel, und schnell verschwunden
War uns die Zeit, es unterbrach
Die Nacht euch, als ihr mir erzählt“ —

„Von meiner Jugend, jener Zeit,
Wo uns kein finst'rer Dämon quält,
Wo wie ein klarer Wiesenbach
Im frohen Lauf der Tag enteilt.“

Der Alte deckt sich beide Hände
Auf's Angesicht, als ob er stände
Von Furcht und Schreckniß festgebannt

*) Der Dichter der „Pilgersahrt der Rose“, „Lilie vom See“, „Ragbala“ u. s. w. hat in seinem „Erbrichter“ das Gebiet der Dorfgeschichten in Versen mit Glück betreten. Wir theilen eine Episode aus dem Ganzen, welches binnen kurzem veröffentlicht werden wird — unsern Lesern mit.

D. R.

An eines Abgrunds jähem Rand.
„Ich möcht' euch um das Ende bitten.“
Der Alte war vom Stuhl gesprungen,
Und maas mit hastig großen Schritten
Des Zimmers Raum.

„Erinnerungen.“

So fing er an, „sind liebe Zeichen,
Man schwört sie aus den finstern Grüsten
Heraus, und wenn sie's Sargtuch lüften.
Möcht man vor Schauder seitab weichen.
Nicht, weil ihr wollt, bin ich zu Willen,
Etwa die Neugier nur zu stillen,
Nein, weil ich in der Hand, den Zügen
Des Angesichts Gewißheit fand,
Daß wir bestimmt, uns zu begegnen,
Deshalb will ich dem Wunsch mich fügen.
Ob aber unser Freundschaftsband
Die Menschen und die Engel segnen,
Dafür stell ich euch nicht Gewähr.
Zum Werke denn, hört jetzt die Mähr.
Wer heut mich sieht, mich morschen Stamm,
Mit kahlem Haupt, vom Sturm zerzaust,
Der Weide gleich am Unkendam, —
Vor der dem spätern Wandrer graust,

Der glaubt es nicht, wenn ich ihm sage,
Ich war ein Dursche schmuul und schlank,
Wie jene Tanne, die, acht Tage
Sind's heut, vom Blitz getroffen, sank.
Mein Vater war im Forst geboren,
Sein Vater war ein armer Mann,
Der all sein Gut im Krieg verlor,
Und Glachs zu grober Leinwand spann;
Der meine schlug um Tagelohn
Im Walde Holz. Als Knabe schon
War meine Lust der grüne Wald,
Mein heimatlicher Aufenthalt.
Wo eng beisammen Ficht und Kiefer,
Je dichter das Gesträuch, je tiefer,
Dorthin drang ich verwegener ein.
So kam ich einst an einen Ort,
Nur Heide trug er, halb verdorrt,
Und Röhricht, mir gefiel der Plag.
Es raunten in dem Dorf die Alten
Sich heimlich in die Ohren, daß
Dort lieg ein tief vergrabner Schag,
Man sprach von irren Spukgestalten,
Und daß dert wachse Herengras.
Furcht kannt ich nicht, die Lust allein
Nach jenem Schage, nahm mich ein.
Dorthin mocht ich am liebsten schweifen,
Wie ihr zum Weiher, stundenlang
Hört' ich den Wind im schmalen Tang
Sein Klage lied eintönig pfeifen.

Im Dorfe spürt ich da und dort,
Wenn man von jenem Schafe sprach,
Ob man nicht wiß genau den Ort,
Vergebens forsch' ich emsig nach.

So wuchs ich auf, mein Vater schalt
Dies Schweifen durch den alten Wald,
Und meine Sehnsucht, meinen Drang
Nach Jägerleben, Müßiggang.
Holzhauer sollt ich sein, wie er.
Wir hatten eines Morgens Zwist
Ob dieser Angelegenheit.
Bestimmt erklärt ich, nimmermehr
Sei ich gewillt zur Handarbeit.
Der Vater nannte letzte Frist.
Wir schieden im erhitzten Streit.

Ich sah in meiner Einsamkeit
An jenem Ort, den man verrufen,
Ich nahm die Art, und hieb sie ein,
Dem Schicksal grockend in die Erde.
Da war es mir, als ob ich hörte
Den Ton, der schallt, wenn auf den Stein
Man Eisen schlägt, ich sprang empor,
Benutz die Art als Grabesheit,
Und sich' bald aus dem Boden vor
Erheben sich verborgene Stufen,
Zersprungen von der alten Zeit.
Ich grub in Hast und schnell und schneller,
Bis meinem Arm die Kraft entchwand,
Und ich vor einem tiefen Keller
Mit einer schmalen Pforte stand.

Wir blieben spät oft in dem Wald.
Ich hatte Kien, entzündet bald
War jetzt ein Spahn, bei seinem Schein
Trat ich in jenen Keller ein.
Verfallne Wand, nichts zu entdecken.
Da, ha, die Luft empfind' ich noch,
Als ich, indem ich durch die Ecken
Zerstöhner Pfeiler suchend kroch,
Sah ich am allerleyten Ende
Des Kellers in der engen Blende
Gemauert eine Eisentruhe.
Es fliegt die Art und sich im Nu
Springt morisch der Deckel und es rollt
Zu Füßen mir ein Haufen Gold.

„Wir theilen,“ hör ich eine Stimme,
Der Vater steht dicht hinter mir.
Was wollt Ihr, mit verbisnem Grimme
Sprach ich halblaut, was wollt Ihr hier?“

Der alte Jäger, der erblaßt,
Bei diesem Worte, stürzt in Hast
Ein Glas hinunter und spricht dann:

„Wir theilten das, und ich gewann
Ein hübsches Theil, der Vater nicht,
Er war verschwunden, erst nach Wochen
Entdeckt man ihn, die Stirn zertrüben,
Mit ganz entstelltem Angesicht,
Und halb verbrannt die alten Glieder.
Der Keller war verschüttet wieder.
Man wußte nicht, wie er gestorben.
Der Geist hieß es, der dorten wacht,
Hab' ihn, der um den Schatz geworben,
Mit Teufelskräften umgebracht.“

Der Alte schlug den Blick zu Boden,
Als sah das Schattenbild des Todten,
An dessen Sarge Vorwirth rüttelt,
Sein Auge, Fieberrost durch's Hütellet
Die Glieder lange, bis er weiter
Den Faden der Erzählung führt:

„Von meiner Heimath lebte fern
Ein Pathe mir als Hezereier.
Der nach dem kühnen Wilddieb spürt,
Er hatte mich als Knaben gern,
Und hin zu ihm zog mich Verus.
Ich war entzückt, wenn meine Brust
Vom Waldesleben, Jägerlust,
Sich reizende Gebilde schuf.
So schnürt ich denn, als in die Auen,
Der Frühling kaum gezogen war,
Mein leichtes Bündel. Sonderbar,
Das Geld, das ich im Keller fand,
Brannt jetzt wie Höllengluth die Hand,
Ich konnte nicht ohne Angst und Grauen
Des Teufels Handgeld länger schauen,
Und war's von mir. Die halbe Last
War von der Seele mir gehoben,
Die andre ist noch heut mein Gast,
Sie folgt nach unten oder oben.
Arm, wie ich niemals noch gewesen,
Zog ich auf staubbedeckten Wegen
Dem schönen Ziel rastlos entgegen,
Das ich mir hoffnungreich erlesen.
Und eben als der Abend graut,
Sah ich vor mir das Städtchen liegen,
In dem der Pathe heimisch war;
Ich werde schon den Thurm gewahrt,
Um den die Schwalben lärmend fliegen,
Und den die Dohle gern bezaht.
Der Pathe war, als er vernommen,
Was mich zum edlen Waidwerk trieb,
Entzückt:

Blitzjunge sei willkommen,
Hab gern dich schon als Kind getragen,
Nun aber bist mir doppelt lieb.

Nun wollen wir zusammen jagen,
 Sei's Wild, sei's fein verwegener Dieb,
 Der sich dem Teufel selbst verschrieb.
 Ich will euch länger nicht ermüden,
 Durch die Erzählung, drum zum Schluß,
 Auch ist's für mich nicht Hochgenuß,
 Vom Glück zu schwagen, dem verblühen.

Ich liebte. Kanns Euch nicht verdenken,
 Daß Euch ein Lächeln übersällt;
 Doch mögt dem Wert Ihr Glauben schenken.
 Damals hatt' ich ein Herz, die Welt
 Zerriß es lächelnd, wie ein Weib,
 Das bei verliebtem Zeitvertreib,
 Vom Freund des Hauses keusch vergöttert,
 Ein Rosenheiligthum entblättert.
 Der Ort, wo einst dies Herz gezittert,
 Ist ausgebrannt, öd und verwüetert,
 Die bösen Geister haufen drinnen."

Der Alte schweig: und scheint zu sinnen,
 Ob er nicht allzuviel erzählt.
 „Wie ich Euch sagte,“ fährt er fort,
 Hatt' ich die Braut mir auserwählt.
 Das Försteramt im Nachbarort
 War frei, ich dazu vorgeschlagen.
 Schon träumte ich von jenen Tagen
 Der Seligkeit an ihrer Seite,
 Ich sah sie, mergens das Geleite
 Mir nach dem frischen Forste geben,
 Ich sah sie, wenn ich Abends vom Wald
 Nach Hause lehr, entgegenschweben,
 Des Friedens schöne Lichtgestalt,
 Ich sah,“ er spricht's im wilden Grimme
 Und merklich zittert ihm die Stimme.
 „Ich sah die Kage, liebentlammt,
 In jenes Armen, der mit mir
 Zugleich bewarb sich um's Revier.
 Gehilfe beim Forst-Oberamt,
 War ihm der Forstamtmanu gezogen,
 Und, wenn von mir schon überragt,
 In jeder Weise, verzogen,
 Wie richtig mir vorausgesagt
 Mein Pathe. Amt und Braut dahin!

In jenem Augenblicke wurde
 Ich hart, wie ich geliebet bin,
 Hart, wie die Narbe einer Wunde,
 Doch kam kein Laut aus meinem Munde,
 Der über das Verhängniß murrte,
 Nur eine Thräne, jene eine,
 Die ich im Leben je vergoß,
 Biel auf die Erde, heiß wie keine,
 Die jemals aus dem Auge floß.
 Betrübt verließ ich meinen Pather,
 Und zog noch ärmer als ich kam

Von hinnen durch die goldnen Saaten
 Zum Wald, von dem ich Abschied nahm.
 Ich war den ganzen Tag gegangen,
 Kaum nahm ich wenig Speis und Trank,
 Kaum hört ich, daß die Lerchen sangen,
 Kaum sah ich, daß die Sonne sank,
 Da stand ich an dem Thor der Stadt,
 Gehegtem Wild gleich, sterbensmatt,
 Die Füße von dem Wandern wund,
 Das Auge heiß, verdorrt der Mund.
 Erschöpft sank ich auf einen Stein.
 Die laute Städterwelt erging
 Sich noch im milden Abendschein,
 Der um die Promenade hing.
 Ich sah sie kaum, mit meinem Stocke,
 Zog ich Figuren in den Sand,
 Wie lange se, ich weis es nicht,
 Spät war es wohl, auf einmal stand
 Ein Mann vor mir im langen Rocke,
 Mit einem trigen Angesicht.
 Sein Kleid reicht fast bis auf die Sohlen
 Und seine Augen leuchten grell,
 Wie einer Gule glühe Kohlen
 Die sich zum Schuß der Jagdgesell
 Erpäht im nächtig, finstern Wald.
 Noch seh ich grausig und entsezt
 Vor mir die hagre Spuckgestalt,
 Des wilden Jägers Ebenbild,
 Der das verfluchte Höllewild
 Durch sturmzerrißne Wolken hezt.
 Er warb mich um geringen Sold
 Zum Schreiber an, Gerechtigkeit
 War ihm die ehrvergeßne Dirne,
 Mit steiler Brust, entblößt vom Kleid,
 Die er mit frecher Sünderfirne
 Bestach mit dem erbuhlten Geld.
 So saß ich denn am Tisch, zerstoehen
 Dem Hezwurm, der eintönig piakt,
 Jahr aus, Jahr ein die langen Wochen,
 Von keinem Sonnengruß erquickt.
 Weihnachten ward's zum fünften Mal,
 Da kam Erlösung von dem Jammer,
 Und leuchtend fiel in meine Kammer
 Der Hoffnung neuer Sonnenstrahl.
 Dem Bettler, der sich an der Pforte
 Des Hauses jeden Morgen zeigt,
 Und vor des Reichthums hartem Worte
 Ehrbietig noch sein Elend neigt,
 Dem glich ich, bis sie müd geworden,
 Die an des Staates Ruder sitzen,
 Und in dem Schmuck verdienter Orden
 Am geldgestickten Kleide blihen.
 Jagdhüter ward ich, wie ein Thier
 Gefangen aus dem Bergrevier,
 Das lang des Käfigs Stab beschnaubt,

Ob es nicht einen Auszug wittert,
 Frei endlich wird und ängstlich zittert,
 Weil es an dieses Glück nicht glaubt,
 War ich, als die verstockte Brust
 Die feste Luft begierig sog,
 Und ich, befreit vom Schreibewußt,
 Mit leichtem Bündel fürbaß zog.
 Mein Förster, dem ich unterthan,
 Wer meint ihr, war der Ehrenmann;
 Er, der mir meine Braut berückt,
 Er warb, der jetzt von ihr beglückt,
 Ein Knäblein küßte von drei Jahren,
 Entstellt von dem, was ich befahren
 Im Leid und Glend, ahnt man nicht,
 Daß ich es sei, in dessen Brust,
 Beim Anblick der geraubten Luft,
 Auf schmerzlich alte Wunde bricht. —

Vier Tage kaum, daß ich im Brode
 Des ehrenwerthen Försters stand,
 Als ohne Spur sein Kind verschwand.
 Die Wärterin rang mit dem Tode,
 Als man im Wald sie sprachlos fand
 Am Kopf verlegt. Kurz nachher starb
 Sie unter Irren, ging die Sage
 Mich freuts noch bis zum heut'gen Tage,
 Daß jener kleine Wurm verdarb. —

Als eines Abnds vom Geierhorste,
 So hieß ein Felsenpaß im Wald,
 Gefähriger Geier Aufenthalt,
 Heimwärts ich kam, bemerkt ich Licht
 In meiner Stube, das Gericht,
 Das mit bedeutsam wichtigen Mienen,
 Was schriftlich ich besah, durchferschte,

War hochnothpeinlich hier erschienen.
 Waddedieb sei ich, und überwiesen,
 Was halfs, daß ich dem widersprach,
 Ich hörte bald mein eng Gemach,
 Den Kerker, hinter mir verschließen.
 So saß ich lang in schwerer Gast,
 Und wurde endlich arg beschimpft,
 Vom Büttel aus dem Land geschafft.
 Damals ward mir der wilde Haß
 Ins angestechte Blut geimpft,
 Das Gift, das jede besten Triebe,
 Den letzten Rest der Menschenliebe,
 Mir schmerzlich aus der Seele fraß.
 Seht, das ist gar gewöhnlich Ding,
 Wems aber tief ins Leben ging,
 Wie mir, — der — doch genug."

„Es ist mir recht, daß ich Euch frug,“
 Hebt Christian an, „jetzt rathet mir,
 Mein Bruder stahl mir meine Braut.“
 „Die Base, Gertrud?“ „Sagt was ihr
 An meiner Stelle wehl im Sinn?“
 Der Jäger zieht ihn zu sich hin,
 Legt sich ans Ohr und spricht halblaut:
 „Mich ärgert, daß ich Carolinen,
 Das Försterweib, nicht gleich erschof.
 Wozu doch soll das Reden dienen,
 Zur Nacht ist's spät, ich muß hinaus.
 Besucht mich wieder nach Belieben.“
 Er wirft die alte Thür ins Schloß
 Und tritt mit Christian aus dem Haus.
 Der Jäger sucht die Spur von Dieben;
 Christian erreicht im Mondes'schimmer,
 Die Brust voll Haß, sein einsam Zimmer.

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Reise- und Eisenbahnbibliotheken. Die Idee nach Vorgang englischer und französischer Buchhändler, eigne Bibliotheken für Eisenbahnreisende zu drucken, haben gleichzeitig nicht weniger als vier Leipziger Buchhandlungen (F. A. Brockhaus, Lorch, J. J. Weber, Otto Wigand) realisiert. Wigand giebt belletristische „Reiselecturen“, Lorch eine Eisenbahnbibliothek, die sich mit Fragen der Gegenwart hauptsächlich beschäftigt, Weber illustrierte die seinige. Das empfehlenswerthe Unternehmen scheint nach unserm Dafürhalten das Brockhaus'sche zu sein: an dem sich eine Reihe anerkannte

Namen betheiligen. Da ist zuerst Levin Schücking, der eine „Eisenbahnfabrik durch Westphalen“ giebt, dann Heinrich Pröhle mit „Harzbildern.“ Josef Rank spendet in seinem „Poetischen Reise-Album“ eine Anthologie, wie er schon früher einmal eine ähnliche als „Poetischen Pilger durch Deutschland“ veranstaltet hat. Gustav Kühne endlich zeichnet „Wien in alter und neuer Zeit.“ Vielleicht, daß dies interessante Büchlein eine Episode aus Kühnes großem Werke „Deutsche Städtebilder,“ auf dessen Erscheinen wir noch immer harren, ist. Kühne wird auch Prag; Wolfgang Müller von Königswinter München behandeln. Wir kommen auf diese Reisebibliothek zurück.

Neue Zeitschriften. „Londoner deutsches Journal für Kunst, Literatur, Gewerbe und öffentliches Leben“ nennt sich ein in der englischen Metropole soeben erscheinendes neues Blatt in deutscher Sprache. Es ist das erste nicht politische Unternehmen derart. Da uns nichts über Mitarbeiter, Redaction und sonstige Verhältnisse bekannt ist, so müssen wir uns begnügen, den Zweck: auch im Auslande der deutschen Sprache ein Organ zu verschaffen, zu loben. — Gleichfalls mit loblicher Tendenz kündigt sich eine neue Frankfurter Zeitschrift, die „Concordia“ an, welche den Ueberschuß ihres Ertrages dem Fond der mehrfach von uns erwähnten Dresdner Schillerstiftung übergeben will. Da uns auch über dieses Blatt nähere Mittheilungen zur Zeit noch nicht zugegangen, werden wir auf dasselbe zurückkommen.

Musik. H. Dorn, der Componist der „Nibelungen“, arbeitet an einer komischen Oper, zu welcher Paul Hense die Dichtung geliefert hat. — Die Pariser Auführung der Oper „Santa Chiara“ des Herzogs von Coburg ist noch verschoben worden. — Musikdirector A. Pabst in Königsberg, dessen „letzte Tage von Pompeji“ vor einigen Jahren in Dresden beifällig aber ohne nachhaltigen Erfolg aufgeführt wurden — ist mit einer neuen großen Oper „die Longobarden“ beschäftigt. — In Karlsruhe ist Glucks „Alceste“ in Maxen Richard Wagners „Lohengrin“ zum ersten Male gegeben worden. Des letztern Componisten „Lohengrin“ ist in Mainz in Vorbereitung.

Die permanente Gemälde-Ausstellung des Künstler-Vereins in Köln. Die permanente Gemälde-Ausstellung des Künstler-Vereins in Köln hat einen ganz neuen Aufschwung genommen. Unter den Künstlern, welche in der jüngsten Zeit die Ausstellung besichtigten, sind vorzüglich zu nennen Daw. Achenbach in Düsseldorf, Oscar Vegas in Berlin, A. von der Embden in Cassel und F. C. Meyerheim in Berlin. Was der Ausstellung einen besondern Reiz verleiht, ist ein mit Gemälden älterer Meister ausgestatteter Saal, in welchem vertreten sind: Ph. Bouvermann, Karl Maratti, Ant. Wateau, Lud. Bachhuyzen, Roos, Joh. Wynnants, P. Rembrant van Ryn, P. P. Rubens, Joh. Sprunck, Salvator Rosa u. a.

Bermischtes.

Kopenhagen. Ein Reisender, der vor Kurzem daselbst verweilt, giebt von dieser nordischen Hauptstadt folgende lebendige Schilderung: Die Stadt ist sehr regelmäßig und äußerst zierlich gebaut, so daß viele Partien an Brüssel erinnern. Die vorspringende Lage nach der See ist die glücklichste, welche gedacht werden kann. Der große weite Hafen giebt nicht allein dem Müßiggänger fortwährend die angenehmste und abwechslungsreichste Unterhaltung, weil unausgesetzt Dampf- und Segelschiffe aus- und einlaufen, oder in schönen Gruppen vor Kronenburg passiren oder liegen; sondern er bietet namentlich das erfreulichste Bild menschlicher Thätigkeit. Die schönsten und weitausgedehnten Promenaden, namentlich die sogenannte lange Linie mit den dahinterliegenden Wällen längs dem Meere, sowie auf der andern Seite Friedrichsberg und andere bieten eben so schönen als gesunden Aufenthalt im Freien. Besonders aber ist es Tivoli, wo sich täglich die Bergnügungslustigen unter den hiesigen 135,000 Einwohnern zusammenfinden. Tivoli bildet die Universität aller anständigen öffentlichen Bergnügungen und Spiele, und sollten alle Unternehmer öffentlicher Bergnügungsorte vom Festlande das hiesige Tivoli mindestens acht Tage genießen, um zu sehen, was und wie viel man für wenige Pfennige Entree dem Publikum bieten und doch dabei reich werden kann. — Die öffentliche Ordnung ist hier musterhaft, der Volkscharakter höchst liebenswürdig, weil die Kopenhagner nicht nur gegen Fremde, sondern auch unter sich außerordentlich höflich, bescheiden und zuvorkommend, dabei sehr ruhig und besonnen sind. Man fühlt sich dabei hier so wohl, daß das Scheiden schwer wird. Und dies scheint sehr vielen Deutschen so zu gehen, denn es leben sehr viele hier. — Der Kopenhagener scheint sehr fleißig zu sein; denn den ganzen Tag sieht man außer den Geschäftsleuten, Dienstboten und Arbeitern nur Wenige auf den Straßen: Jeder sitzt in seinem Comptoir oder Werkstatt. Allein Abends gegen 6 Uhr ändert sich die Scene; da strömt alles aus und dann werden die Straßen ebenso überfüllt wie in Breslau, und man sieht, daß Kopenhagen eine große Stadt ist. Von 6 bis 12 Uhr Abends gehen die Volksergnügungen ununterbrochen fort, weil hier gegenwärtig die nächtliche Dämmerung so stark ist, daß man um 12

Uhr Nachts die Plätze und Straßen ganz bequem übersehen kann, etwa wie in Breslau gegen 9 Uhr bei ganz hellem Himmel. Zerlumpte Männer und Frauenzimmer, Bettler, Bagabunden und Lumpen sind mir nicht vorgekommen, obschon ich den ganzen Tag herumstreiche, um alles Sehens- und Hörenswerthe zu genießen. Ebenso bin ich noch keinem krankhaften Gesicht begegnet; vielmehr ist der Menschenschlag durchgängig kräftig, gesund und wohlgenährt, was auf eine zuträgliche und solide Lebensweise schließen läßt. Die Kleidung beiderlei Geschlechter ist anständig und geschmackvoll, ohne alle Beimischung der Pariser Modenarrheit.

Correspondenz.

Chemnitz, Ende August 1855.

Das „sächsische Liverpool“ gehört gerade nicht zu den Städten, die man in den Feuilletons und Kunstjournalen häufig erwähnt oder durch Correspondenz vertreten findet. Die Kunst, die Wissenschaft, alles Geistige überhaupt steht hier in zweiter Reihe, kann nur ein secundäres Interesse erregen, durchdringt nirgend die gesellschaftlichen Kreise und so bleibt denn Alles vereinzelt, zufällig, und die Fabriken und Maschinen werden noch lange den einzigen Ruhm von Chemnitz bilden.

Wir haben zwar ein Stadttheater, das zu Zeiten „anständig“ gewesen ist, gewöhnlich aber in dem verkehrten Streben gleichzeitig eine Oper und ein Schauspiel zu haben, nichts als Mittelmaßigkeit geboten hat. Dazu kommt, daß immer jede Theaterdirection nur auf kurze Zeit contrahirt, möglichst viel Geld im raschesten Fluge zusammenwerfen will, und so von einer künstlerischen Theaterleitung gar nicht die Rede sein kann. Im letzten Winterhalbjahr ist das so fühlbar geworden, daß selbst das Publikum — im Ganzen sensibel ziemlich geduldig — zu murren begann. — Nun verspricht man sich alles Schöne und Gute vom neuen Theaterunternehmer Herrn Benschberg (bisher in Erfurt) und wir wollen herzlich wünschen, daß diese Hoffnungen in Erfüllung gehen. In Summa müssen wir als ceterum censeo ausdrücken: man wird auch hier ändern und hoffen, wechseln und probiren und wird nicht eher zu einem glücklichen Resultate gelangen, als bis man eine Bühnenleitung erhält, die den Diktator nie genug zu wiederholenden Sag, „daß ein Kunstinstitut der Kunst nicht entrathen könne,“ zu ihrem Programme macht. Das hiesige Publikum gehört noch nicht zu den schlechtesten, es ist ein gewisser Theaterfuss hier, dem man die rechte Bahn zu geben hätte. Beim Mangel jedes höhern Gesichtspunktes, jeder anständigen und strebenden

Localkritik ist es freilich nicht zu verwundern, daß auf diesen Theaterfuss hin ein Sommertheater flirrt, und frech genug ist, Schillers „Wallensteins Lager,“ Gucklows „Uriel Acosta,“ Bauernfelds Lustspiele u. s. f. aufzuführen; oder andre Piecen mit Anlockungen anzukündigen, die stark nach den Zeiteln jener Komödieninstitute, welche man unter dem terminus technicus „Schmierer“ kennt, schmecken.

Dem Mangel einer umsichtigen Localkritik, die Besseren den Weg bahnen könnte, ist neuerdings durch das Feuilleton abgeholfen worden, welches dem „Chemnitzer Anzeiger“ — einem hiesigen Localblatte zugelegt worden ist. Da aber die Wirksamkeit desselben noch neu ist, da die Mitarbeiter sich zufolge ihrer Tendenz weder um Livestübungen noch Gartencconcerte kümmern, so müssen wir Bühnensaisons, Abonnementsconcerte und alle künstlerischen Genüsse des Winters erwarten, um bei einem flüchtigen Bericht über diese, auch unser neugewonnenes Feuilleton gelegentlich wieder erwähnen zu können.

W. S.

Weimar, 15. August 1855.

In Ihrer „Abend-Zeitung“ vom 12. Juli haben Sie das Gerücht, daß unser genialer Diktator Weimar verlassen werde, als eine „Zeitungsente“ bester Qualität bezeichnet, und diese „Ente“ in bündiger Weise bereits wiedergelegt. Es wäre daher unnöthig, nochmals davon zu sprechen, wenn ich nicht einerseits einige erläuternde Bemerkungen daran knüpfen. (und Sie dabei gelegentlich „hinter die Coulissen“ führen) möchte, und andererseits nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß, trotzdem die „Weimarische Zeitung“ dieses Gerücht energisch widerlegt hat, besagte „Ente“ in auswärtigen Kreisen noch immer Gläubige genug findet, die sie mit Haut und — Federn verspeisen, sowie es „hinten weit in der Türkei,“ lebenswürdige Winkelblätter giebt, welche sie erst jetzt ihren neuigkeitshungrigen Gärten am Spieß gebraten aufstücken. Und dabei singt sie, (nämlich die Ente) noch immer ganz fröhlich:

„O, Väterat, das Leben ist doch schön!“

Zunächst muß ich die arme „Magdeburger“ weiß waschen, die Sie ungerechter Weise als die Anstifterin dieses Unheils denuncirt haben. Die ist sehr unschuldig daran, und wenn sie wirklich einer „Originalcorrespondenz aus bester Quelle“ sich rühmen könnte, so versichere ich Ihnen, daß dieses „Original“ seinerseits nicht in „besten,“ sondern sehr „trüber“ Quelle herumgeschicht hat, ehe es diese „Correspondenz“ von sich gab. — Der Ursprung des Gerüchtes ist in Weimar selbst zu suchen, und zwar im hiesigen Localblatt „Deutschland,“ welches eines Tages das Bedürfnis fühlte, einen „welterichütternden“ Gedanken zu produciren, um sich auswärts berühmt zu machen. Denn obgleich es dreitausend Abonnenten zu haben sich rühmt, so wohnen diese doch wahrscheinlich innerhalb der Grenzen von Weimar und dessen nächster Umgegend.

Der „Blut der bösen That“ war aber, daß diese Notiz

zwar in alle übrigen „Deutschlands“ überging, aber ohne Quellenangabe. — Und — „das ist der Humor davon!“ —

Sie fragen aber: „Wie ist man auf die Idee gekommen, List nach Amerika zu schicken?“ — und gestehen, „es ginge völlig über Ihren Horizont, wozu man Gerüchte verbreite, bei denen sich weder eine Pikanterie, noch sonst etwas derart absehen läßt?“

O, Sie beneidenswerther Redacteur, welcher den Journalisten und den Musikanten noch nicht tiefer „in die Karten gesehen hat!“ — Wenn Sie gehörig aufpassen, sollen Sie das Handwerk bald lernen.

Glauben Sie nicht, daß List vielen Leuten in Weimar äußerst unbequem ist? Nämlich allen Solchen, die neben ihm „nicht aufkommen“ können, weil seine Größe sie niederdrückt und „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ erscheinen läßt? Und allen Solchen, die freie Hand hätten, das zu erreichen, wonach ihnen gelüftet, wenn er nicht am Plage stände, und ihrem Treiben wehrte? Und allen Solchen, die immer wünschen werden, daß Nichts geschieht, weil Nichts Nichts kostet? Und allen Solchen, die den „Ausländer“ in ihm nicht verwinden können? Und allen Solchen, die immer nur an Göthe Schiller zehren wollen, und sich ärgern, daß ein „Neu-Weimar“ sich formirt, welches das „Alt-Weimar“ wenigstens nicht als einziges Evangelium für alle Zeiten und Völker gelten lassen kann? Und allen Philistern? Und noch vielen Andern?

Sehen wir uns außerhalb Weimar um, so ist's da nicht minder „faul im Staate Dänemark.“ — Da sind eine Masse Klavier- und andere Virtuosen, denen List ein ewiger Dorn im Auge ist, (obgleich sie's durchaus nicht nöthig hätten.) Da sind eine Masse Verleger, welche ihren Ruin leibhaftig vor Augen sehen, wenn das so fortgeht mit dem Siegeszuge der Triumpvirn: Berlioz, Wagner, List — denn kein Mensch will dann ihre Fabrikwaare mehr kaufen, und ihr Verlag wird Maculatur. Da sind eine Masse Componisten, Kapellmeister, Theater- und Concertdirectoren, welche List „zu allen Teufeln“ wünschen, weil er ihre Werke verdrängt, ihre Programme vernichtet, das Publikum verdirbt, die Musik ruiniert, die Orchester revolutionirt, die Sänger allarmirt, das Jahrhundert düpirt — und Gott weiß was Alles sonst noch conspirirt!

Jetzt ziehen Sie die Summe! — Wir haben da ein hübsches Heer von Knew-Neckings vor uns, welches List auf Tod und Leben verhegen und vernichten möchte, (weßhalb sie auch den „Spiritus“ verbieten!) und das ihn, in Ermangelung anderer Subsidien, mit Freuden vergiften würde, wenn das von der Polizei erlaubt wäre!

Alle sind aber darin einig, daß sie List beseitigen wollen. — Wie macht man das? —

Einer schreit: „Ich hab's! „Wir schicken ihn nach Amerika!“ — Vortrefflicher Gedanke! Aber wie? — „Nichts leichter als das!“ — List ist noch nicht in Amerika

gewesen. Er würde dort in einem halben Jahre eine halbe Million verdienen. Er hat sich einen „Riesenflügel“ bauen lassen, offenbar nur für die Yankee's. Die Möglichkeit ist also da. Machen wir's zur Gewißheit. Wenn erst alle Welt daran glaubt, muß List auch daran glauben, denn wie kann er den Bitten von ganz Europa und Amerika widerstehen? —

Auf die bloße Nachricht hin wird Barnum an ihn schreiben und ihm 500,000 Dollars auf den Tisch zählen lassen. Das zieht! Und sollte es doch nicht ziehen, so schieben wir ihn fort.

Denn auf diese Nachricht hin werden sich so vortreffliche Männer als Nachfolger List's in Weimar melden, daß dem Hof, der Stadt, dem Staat, ja Europa erst die Augen aufgehen werden, welchen kostbaren, hundertfachen Erfolg man in Weimar für List (halb umsonst) haben könnte, welche Geister in Deutschland leben, die man bisher verkannte, und nun auf einmal im vollsten Lichte glänzen sieht. Und das wird entscheiden. Barnum zieht, wir schieben ihn, — also „Jacta est alea“ — die Zeitungen schreiben:

„List geht nach Amerika!“ — — Wenn Sie mich verstanden haben — sind Sie ein guter Journalist geworden. Sie sehen, es ist gar nicht so schwer! —

Aber, nun im Ernst: es zeugt auch von verzweifelt wenig Verständniß dessen, was List seit seinem bleibenden Aufenthalt in Weimar nicht nur anstrebt, sondern bereits geleistet hat, wenn man jetzt auswärts noch glauben kann, daß er die Weimarischen und deutschen musikalischen Zustände wieder ihrem Schicksal überlassen, achtjährige Arbeit und Erfolge gewissermaßen für fruchtlos und vergeblich erklären, und — nach Amerika, wie ein trostloser Schiffbrüchiger, auswandern werde, um seine schon geschlossene Virtuosenlaufbahn in der neuen Welt mit spekulativen Intentionen wieder von vorn anzufangen! — Doch:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
„Das findet in „Deutschland“ ein kindlich Gemüth!“
Und die Zeitungen sind doch eine schöne Erfindung!
Hellmuth.

Briefkasten.

Herrn Ferd. Ob. in Dresden. So gern wir glauben, daß Ihre Landpartie viel Angenehmes gehabt, so sehr müssen wir doch bezweifeln, daß unsern Lesern mit den lyrischen Reminescenzen an dieselbe, ja daß Ihnen selbst mit dem Abdruck dieser sonderlich gedient sein könne. — Herrn V. R. in Würzburg. Besten Dank und Gruß! Die Sonette erfolgen bald. — Fr. V. D. in Meissen. Sie haben lange nichts von sich hören lassen. — Die Absender von Gedichten werden ersucht, Abschriften zurückzubehalten, da uns eine Rücksendung derselben nicht möglich ist.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.